

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1912)

Artikel: Der Vogel in schweizerischer Poesie [Schluss]
Autor: Fierz, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-764114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER VOGEL IN SCHWEIZERISCHER POESIE

IV.

Dass zuvörderst Klänge der dichterischen Inspiration rufen, ist der Erscheinung Spittlers gegenüber ein anfechtbarer Satz:

Der Töne Krücke, sprach Apoll, bedarf ich nicht.
Im Blicke fliegt mein Geist, mein Führer ist das Licht.
Der unbegrenzte blaue Äther, hoch und hell,
Der Erd' und Himmel eint, ist meines Liedes Quell.

Apoll ist bekanntlich im Olympischen Frühling der Sprecher Spittlers. Er ist der Epiker.

Nun ist aber freilich Spittler, wie es der Apoll der Griechen auch war, höchst musikalisch. Und es wäre unmöglich, dass seine musikalische Anlage die Richtung seiner Kunst nicht beeinflusste. *Wie* das auf negativem Wege geschieht, dass es nicht nur am Übergewicht seiner bildnerischen Begabung liegt, dass Spittler zum Epiker wurde, hat er einst in einem Vortrag interessant erklärt und begründet. „Die Musik“, sagte er, „zehrt mit ihrer überlegenen Konkurrenz dem Dichter den wesentlichsten Teil der Lyrik, die Stimmungslirik weg. Was einer singen kann, sagt er nicht.“

Begreiflich ertrotzt sich der Klang im Werke Spittlers — denken wir an den Olympischen Frühling — sein Recht. Er tritt episch bedeutend auf; er verkündet Prinzipien und läutet Großmut (die „Weltenglocke“); er macht sich, alle Energien zusammenraffend und seine melodisch lyrischen Neigungen unterdrückend, als „Wasserdonnertanz“ geltend; er fährt mit der „Reiterei der Luft im Windesheulen, von königlichen Adlern angeführt und Eulen“.

An hundert Stellen überlistet der Musiker den Maler, der ihn aus der Gunst ihres beiderseitigen dichterischen Oberhauptes verdrängt hat. Ausnehmend schöne Erscheinungen *klingen*. Und insbesondere das Licht klingt und macht klingen. Das Sonnengold „dröhnt ein Heldenlied“; der Marmelstein „besingt“ den Sonnenschein „mit Harfentönen“; „mit sanftem Summen“ bringt er ihm sein „melodisches Gebet“ entgegen.

Als Spitteler, der Epiker, sich der Lyrik wieder erinnerte, entstanden Glockenlieder. Ihr Thema ist der schicksalkündende Klang. Wie eifersüchtig nun dort wiederum der Maler den Musiker bewacht, ist bekannt. „Verknüpft die Schwesternhände zur Kette ohne Ende Blüht durch das Blau der farbige Kranz“ (der Töne). Der Glockenchor „lodert“. Sangesfluten weben purpurne Teppiche.

Am meisten entzückt schließlich doch in Spittelers Dichtung der Klang dann, wenn uns der Maler oder Plastiker ihn vorführt. Wenn er, beispielsweise, dem silbernen Jauchzer der Hebe im olympischen Morgenkapitel gleicht, „der hüpfte durch die blumigen Wiesen froh und schnell“.

Der Wohllaut tritt in der Spittelerschen Schönheit hinter die koloristischen und plastischen Werte zurück. Er tritt auch als Stoff zurück. Wir hören die Götter und Göttinnen im Olympischen Frühling nicht singen; die Weltnachtigall schweigt in Metakosmos, auf der Höhe „mit Namen selig“. Lautlos glüht dort ein „Vulkan von Schmetterlingen“. Die lyrischen Bedürfnisse Spittelers zeitigen oft eine zauberisch singende Stille. Sprache und Handlung bewirken sie vereint: „Der Mond schwieg durch die Nacht Und Weltgeflüster floss“. Eine ehrfürchtige Dämpfung der Geräusche geht der Erscheinung seiner liebsten Symbole voran; sie entweltlicht die Atmosphäre, die die Erkorenen des schweren Idealistenloses betreten sollen: „Flaumflocken flüstern vom Himmel leis“. Keine Lerche singt, während Janko, der die Vergänglichkeit schauen soll, im Frühlicht auszieht: „Blütenschneege- stöber segnet seine Fahrt.“

„Mit sanftem Summen“ singt die Marmorschönheit in den Gärten des Uranos. Die „leisesten Vöglein“ („Wenn sie sich setzen auf die Blütenranken, Sieht man die Lilienzweige wehn und wanken“), Träger allerdings auch der paradiesischen Farbe und Zeichnung, sind die Helden eines Spittelerschen Gedichtbandes. „Mit allen Nachtigallen“ kommt bei Frey der Liebende vor das Tor der Geliebten; „solang die lieben Nachtigallen schlagen“, lebt Keller in der Geliebten „ein Stück Unendlichkeit“. „Mir träumt“, sagt Spitteler, „ich sähe dich auf einer Wiese schreitend, von Glanz verklärt und *Purpurfalter* um dich reitend.“ („Schmetterlinge“.)

Gewöhnlich fliegt der Spittellersche Vogel der Lyrik aus dem Wege; er gehorcht selbst als Sänger ihren Gesetzen nur selten: er lenkt unser Gefühl nicht ins Unbestimmte; er drückt sich deutlich aus. „So lautete das bilderschwere Morgenlied, das Phönix mit dem Glockenmund der Welt beschied,“ lesen wir im Olympischen Frühling, wo der Sänger auf der Tanne (III. 9.) seinen Mythos vorzutragen sich anschickt.

Nicht sein Lied überhaupt, sein Schrei und Ruf, sein Geschwätz und Gelächter lehrt uns den Spittellerschen olympischen Frühlingsvogel kennen. Gerne ahmen, scherzend und lockend, die Götter und Göttinnen ihn nach: „Ein Kuckucksruf aus seinem Mund, gefolgt von Turtelgurren aus dem Eichengrund“, so sucht und findet Hylas die Nymphe Kaleidusa am Waldestor.

Ein treuer Sohn der Epik, glänzt der Spittellersche Vogel als Bild und Sinnbild. Herauf vom schönen irdischen Vogel, „des ruhigen Äthers ebenen lazurnen See mit Pfauenglanz durchwirkend und mit Flügelschnee“ bis zum großen Phantasiegeschöpf, das „feuersternbeschweift“ nahe den olympischen Gipfeln, das spiegelnde Gefieder überm Abgrund schleift, weidet er die Malerlust Spittellers. Der Dichter entfacht rosige Morgenfeuer und schafft Blößen in Tannenhorst, damit kein Federspiel seines olympischen Prunkvogels unserm Auge verloren gehe.

Noch über seine Farben geht Spitteler des Vogels Flug. An diesem Fluge berauscht er sich. Er sammelt die Flieger zu Völkern und heißt sie jenes bald düster grollende, bald hell triumphierende, leidenschaftliche Lüfteleben führen, das ein Charakteristikum seiner Dichtung ist. „Und immer neuen Schwarmes rauschen“ im Olympischen Frühling „Vogelstürme“. Schwelgend schöpft das plastische Wort Spittellers die Schönheit aus: „Und heftig segeln sie“ (die Adler des Zeus) „mit großem Flügelschweifen“.

Spitteler charakterisiert den Vogel mit Meisterlust. Von dem Eifer und der Hitze, die sich dabei zeigen, entfällt allerdings nicht wenig auf den menschlichen Typus, den er im Bilde des Geflügelten schaut. Das Sinnbild schenkt dem Bilde einen Überschuss von Leben. Denken wir an die Szene mit den Lästervögeln im ersten Gesang des Olympischen Frühlings! Wie fest verbünden sich hier Schmerz, Zorn und Verachtung mit bildnerischer und sprach-

schöpferischer Energie! Wuchtig und mit grandiosem Spiele wirft die Phantasie des Dichters Erscheinung und Bedeutung in eine flügelbrausende „hassempörte Lästerwolke“ gesammelt über die „stygische Sumpfgemark“ hinweg:

„Doch während er“ (Hades) „das sagte, schwirrt — ein endlos Heer —
Das Ungeflügel schreiend durch die Luft daher:
Wildgänse, Löffler, schmutzige Reigel und Harpyen,
Die ihren bissigen Unrat nach den Göttern spieen.
Dem guten Beispiel kamen Krähen nach und Dohlen,
An Elstern fehlt es nicht, die schimpften unverholen.
Das piept und gackt und krächzt und kreischt und schnatterte.
Und immer neues Sumpfgeziefer flatterte
Herbei und immer finstrier ward vom Federvolke
Die aufgeregte, hassempörte Lästerwolke.“

Diese Szene hat in der Ballade „der Flößer“ eine Vorläuferin. („Der Wiedehopf im Weidenbusch vernahm das frevle Wort, das bracht' er mit gesträubtem Schopf, entsetzt zur Elster fort“ usw.) Ein Vergleich beider Stellen lehrt, welchen Wachstums die Mittel und Maße Spitteler's fähig waren. Nicht nur seine Erscheinung und seine symbolische Mission, auch die Geschehnisse des Vogels im Olympischen Frühling sind bedeutend. Nicht anders möglich, wo ein die Ungunst der Gegenwart mächtig überwindendes Epos (Spitteler spricht vom „verbotenen Epos“) ein Tier von so alt-epischem Geblüt in seine Dienste nimmt!

Der Vogel im Olympischen Frühling ist im allgemeinen kein Glücklicher. Wie könnte er ohne Qual und Unruhe die Lenker der Weltgeschichte begleiten? Die Mitwisserschaft der in der Burg des Zeus entstehenden Pläne und Beschlüsse belastet das argusäugige olympische Fabeltier und veranlasst es zu gespenstigen Flügen und Reisen. „Und kreischend kündet es der Welt die böse Mär.“ Und dann versieht es seine hohen Ämter mit erregter Treue. Es hält zu seinen Herren und gleicht sich ihnen an. Der Adler Brontiphor, der dem ins Weltenbuch versunkenen Zeus Gesellschaft leistet, weicht, da Frauenschritte nahen, „feindlich blasend“ zurück und sträubt sich.

Oft ist der olympische Vogel das verkörperte Gewissen der Titanen. „Sein äußer Ohr vernahm des Spechtes warnend Picken, doch tief im Herzen hört er die Versuchung ticken.“ Die Leibwache des Zeus will ihren im Erdenland bedrohten Gebieter schützen :

„Doch horch: von oben welche Pfiffe, gell und schrille,
 Entweihn des hehren Himmelsfriedens blaue Stille?
 Hoch am Zenith, wohin die Blicke kaum mehr weisen,
 Bewegt sich ein Gefiederschwarm in heftigen Kreisen.
 Sinds Kranichzüge oder Stare, die zu andern
 Wärmern Gefilden sonnensehnsuchttrunken wandern?
 Doch kühner als der Kraniche Trompetenstöhnen
 Und Krächzen, als des Starevolks geschwätzig Höhnen
 Rufen die Stimmen; hart und herrisch tönt das Pfeifen
 Und mächtig segeln sie mit großem Flügelschweifen.
 Die Adler sind es vom Olymp — —“

Schon die Privatgeschicke des Vogels im Olympischen Frühling sind nicht leicht. Denn nicht nur erleidet er wie alle Tiere in diesem Epos das Los der Kreatur bewusst, sondern das Temperament seiner Gattung weist ihm in dem die Dichtung durchdringenden Protest und Aufruhr Führerrollen zu. „Vor an die Reiterei der Luft im Windesheulen“ bewegt sich die Klägerschar nach der Burg Anankes. Wie der verzweifelnde Vogel sich gebärdet, erfahren wir im Olympischen Frühling (V. I.), wo die tausend bekrallten Finger durch die Käfigstäbe bei Kirke betteln. Hier verbergen sich übrigens hinter den Tiermasken Menschen-seelen. Wer zählt überhaupt im Olympischen Frühling die „Seelenschwärme, die angstvoll in der Schweben die Luft durchtaumeln“?

Fröhlich ist im „Federvolke“ des Olympischen Frühlings nur der Feldvogel aus dem Erdenland, der ahnungslos in den Gehegen seiner mythologischen Vettern nistet. Eilt ein Gott an ihm vorüber, so grüßt er ihn ungestüm; er erdreistet sich, ihn mit „Amselspott“ zu necken. „Ein Schwall von Lerchensang prallt“ Aphroditen am Morgen ihres Wandertages ins Antlitz.

„Verfolgt, verscheucht“ vom Hahnenschrei muss im Olympischen Frühling die Nacht abziehen. Der in der großen schweizerischen Poesie — schwer erklärlicherweise — nicht auftretende Hahn darf sich bei Spitteler wenigstens melden. Es geschieht höchst poetisch in Imago und dann im Olympischen Frühling an der Stelle, wo die Weltenhoffnung erwacht und in eine weite Ferne sieht. In jener Ferne werden einst „im Lande Meon“ „die Hähne krähn“. („Und in Nirwanas Meer die Mähder Schwaden mähn“ — herrlichste dichterische Umschreibung der Unerfüllbarkeit!) Schon in der Ballade „Die Weltpost“, wo den harrenden

Seelen die Hoffnung wieder geraubt wird, „verschwinden Hahn und Glockenspiel“.

Tausend Vergleiche und plastische Verkörperungen ziehen in der Dichtung Spittlers den Vogel heran. Hier ist wieder der Olympische Frühling unerschöpflich. Einen „Aar an Ungestüm“ nennt Artemis ihren Gebieter; „im ruhigen Aug' des Adlers Blick, der Fernlust dichtet“, rüstet sich Pallas zur Fahrt; dieselbe Göttin hängt den „Vogel Phantasie“ im Käfig an die Decke; „daneben manchen Knuspernamen, wie zu glauben, schenkt uns der Vater, von den Rehen zu den Tauben“, erzählen die Töchter des Uranos. „Dass euch, ihr Elstern!“ schilt „mit väterlichem Grimme“ Helios seine mutwilligen Kinder. Ananke packt sich die Manteltaschen mit „Bosheitsgeiern voll“. Selbst der Vogel zitiert den Vogel: „Heida, zum Geier auch!“ ruft der von der Gemeinheit verfolgte Spittlersche Adler aus. Wo Apoll und Artemis nach der Unterwerfung der Plattfußvölker heimkehren, wird es „in Adlerhöhn ein Schwanenreisezug“.

Der Adler ist der von der Dichtung Spittlers erkorene Vogel. Er vermittelt viel von der Sinnenfreude, die sein Werk ausstrahlt. Adler klammern sich an die Tau- und Seile der großen Olympischen Fahrzeuge und lassen solcherweise auch unsere Vorstellung nicht mehr los. Als das gegebene Symbol des Künstlers oder des Freundes der Künstler beschäftigt der Adler Spittlers Geist und Phantasie. Wo seine Satire spielt, darf er nicht fehlen. Frappant ist im fünften Gesang des Olympischen Frühlings III, dass selbst die „höhenkundigen Adler“ den aufsteigenden Apoll verlassen. Schon in den literarischen Gleichnissen haben die Bewohner des Hühnerhofes „des Adlers Fortschritt und Besserung im Kopf“. Ihre Erziehungsmühen lohnen ihnen schlecht; seine edle Geduld verlässt den Gemaßregelten:

„Mir ist, ich röche Hochluft und Maienfelsenwind!
Vor heftiger Sehnsucht stieg er zum Walde pfeilgeschwind,
Durchstieß die Wetterwolken, umflammt von Blitz und Zorn.
Hier fasst er seine strengen Tanzmeister jetzt aufs Korn.
Und während durch den Äther jauchzte sein geller Pfiff,
Zappelten Huhn und Kibitz bereits in seinem Griff.
Drüben am Hochgebirge schwamm eine Adlerin,
In Schraubenbogen kreist er mit ihr zur Sonne hin.“

ZÜRICH

ANNA FIERZ

